

Pavel Radchenko

## Sterbekultur statt Sterbemanagement

### Am Lebensende muss die soziale Integration und der Freiraum für Sinnfragen im Vordergrund stehen

Der technisch-medizinische Fortschritt erlaubt nicht nur ein längeres Leben, sondern führt auch zu einem längeren Sterbeprozess. Das Sterben, heute zu einer eigenständigen Lebensphase geworden, bringt zahlreiche Konflikte und Herausforderungen mit sich. Die alte Generation wird mit Patientenverfügungen und Sterbeversicherungen konfrontiert. Die junge Generation muss sich fragen, ob das Sterbemanagement vom Pflegeheim bis zur Intensivstation eine menschenwürdige Verabschiedung erlaubt. Was die alternde Gesellschaft aber wirklich braucht, ist eine neue Sterbekultur.

Hans-Peter (87) ist seit längerer Zeit pflegebedürftig. Nach der Diagnose der

*Angst vor Fremdbestimmung*

Ärzte hat er noch ein bis zwei Jahre zu leben. Wie die Meisten wünscht er sich, zu Hause, im Kreise seiner Familie zu sterben und fürchtet sich vor einem langen und entwürdigenden Verenden im Krankenhaus. Seine Angst ist nicht unbegründet. Auf der einen Seite ist unumstritten, dass die Sterbenden in den heutigen Krankenhäusern auf dem höchsten Stand der Technik versorgt werden. Auf der anderen Seite können die komplexen lebenserhaltenden Maßnahmen nur durch das professionell geschulte Personal erfolgen. Um die reibungslose Versorgung zu gewährleisten, kontrollieren die Fachkräfte den Sterbeprozess. In den meisten Fällen führt es zur bekannten räumlichen und sozialen Isolation der Betroffenen. Die Vereinsamung in den sterilen Räumen der Intensivstation ist die brutale Konsequenz.

Wovon Hans-Peter schließlich Angst hat, ist die Übermacht der medizinischen, rechtlichen und bürokratischen Kontrolle

seiner letzten Lebensphase. Es verwundert daher nicht, wenn in den aktuellen Studien des Soziologen Alois Hahn 78 % der Interviewten auf die Frage, wie sie am liebsten sterben würden, die Antwort geben: »Ich würde lieber plötzlich und unerwartet sterben.« Dieser Befund steht im krassen Gegensatz zu den Wünschen und Ängsten der Menschen früherer Epochen. Bis ins 19. Jahrhundert hinein fürchteten sich die Menschen gerade vor einem plötzlichen und unerwarteten Ende ohne Verabschiedung und rituelle Zeremonie. Der naheliegende Schluss: Für eine menschenwürdige Verabschiedung fehlt heute die entsprechende Sterbekultur.

Die starken Differenzen zwischen der Wunschsituation und der tatsächlichen Sterbesituation im Krankenhaus sind nicht zufällig. Der Grund hierfür liegt unter anderem in der medizinischen Ethik. So stellt die Lebenserhaltung in der Medizin die höchste Priorität dar, was wiederum mit der Forderung verbunden ist, den Tod und das Sterben so gut es geht zu beherrschen. Die körperlichen Grenzen werden als Hindernisse wahrgenommen, gegen die sich der medizinische Kampf richtet. Der Zwang zur Optimierung des Körpers im Kampf gegen das Sterben verhindert eine persönliche Zuwendung. Weil alles auf die Erhaltung des Menschen als Körper gerichtet ist und der Mensch als Individuum in den Hintergrund tritt, sprechen Armin Nassehi und Georg Weber auch von der »Depersonalisierung« des Patienten.

Marie (55), Hans-Peters Tochter, würde gerne mehr Zeit mit ihrem sterbenden Vater verbringen. Die Betreuung des Vaters, zusätzlich zu ihren beruflichen und sonstigen familiären Pflichten, würde sie jedoch

hoffnungslos überfordern. Vielleicht ist es auch einer der Gründe, warum Marie sich gerne einredet, der Zustand ihres Vaters bedürfe eher professioneller Hilfe als Aufmerksamkeit durch die Familie. Fest steht, dass viele Menschen es sich kaum leisten können, ihre sterbenden Eltern durchgehend zu betreuen. Eines der größten Hindernisse dafür ist die Leistungserbringung, die gesellschaftlich permanent abverlangt wird. Der berufliche Leistungsdruck lässt kaum Platz für die emotionale Kraftausgabe am Sterbebett der Angehörigen.

Auf den ersten Blick scheinen die Hospize einen Ausweg zu bieten. Im Unterschied zur Fremdbestimmung in den Krankenhäusern wird in Hospizen eine möglichst individuelle Betreuung der Sterbenden unter Einbindung ihrer Angehörigen angestrebt. Dass es zum Ausbau von Palliativstationen überhaupt kam, ist der »Re-individualisierung« des Sterbeprozesses durch die Hospizbewegung zu verdanken. Sie hat die Krankenhäuser und die Alten- und Pflegeheime auf die bestehenden Konflikte erst aufmerksam gemacht und damit unter Reformdruck gesetzt. Doch die Bestrebungen, die bürokratische und technokratische Fremdbestimmung der Sterbenden zu brechen, haben klare Grenzen. Der offene Markt und die Konkurrenz zwischen den Anstalten prägen den Hospizalltag. Sie zwingen diese Institutionen zur Kostenoptimierung und Standardisierung. So wird in vielen Fällen die Hospizarbeit anhand von modellierten Sterbe- und Trauerverläufen konzipiert. In der Folge erwartet das Pflegepersonal von den Betroffenen, dass sie sich »modellkonform« verhalten. Durch vorgefertigte Konzepte untergraben die Hospize aber ihre primäre Idee der individuellen Sterbegleitung. Der Umgang mit sterbenden Alten läuft damit Gefahr, bloß ein Sterbemanagement mit individuellen Modifizierungen zu bleiben.

Worin die Mängel des gesellschaftlichen Umgangs mit hochbetagten Sterbenden genau bestehen, kann gut am vorherr-

schen Todesverständnis demonstriert werden. Weit über die Medizin und die Naturwissenschaften hinaus wird heute der Tod als ein »natürliches« Ende begriffen. Diese scheinbar sachlich-nüchterne Betrachtung des Todes hat eine normative Seite. Ist der Tod ein biologisches Faktum, gilt es, gegen ihn wie gegen eine Naturkatastrophe mit allen Mitteln der Technik und Wissenschaft anzukämpfen. Der Kampf gegen den Tod und die gegenwärtige Kultur der Körperoptimierung machen es uns fast unmöglich, das Sterben von einer anderen als der biologischen Seite zu sehen. Was hierdurch aber unter den Tisch fällt, ist die soziale Seite des Sterbens. Es sollte nicht vergessen werden, dass das Sterben immer eine Konfrontation mit den Fragen nach dem Sinn des Lebens bedeutet. Gerade deshalb sind die Menschen am Ende ihres Lebens in besonderer Weise auf soziale Integration angewiesen.

Denn nur innerhalb einer menschlichen Gemeinschaft können Sinnfragen überhaupt aufgeworfen und beantwortet werden. Solange dies nicht bedacht wird, verkommt das Sterben für die Betroffenen, ihre Angehörigen und letztendlich für die Gesellschaft zu einem Managementproblem. Damit bleiben wir in einer Situation, die der Philosoph Georg Scherer Ende der 80er Jahre mit folgenden Worten beschreibt: »Jetzt überlassen wir den Sterbenden dem Verfallsprozess, den wir uns und ihm als ein unvermeidliches Naturgeschehen rational erklärt haben. Wir sind dem Sterbenden gegenüber gerade darum so hilflos, weil wir meinen, mit jener Erklärung bereits alles gesagt zu haben, was sich über den Tod sagen lässt. Wir wissen aber nicht mehr über ihn, weil wir nicht mehr wissen wollen. Und wir wollen nicht mehr wissen, weil wir den Tod nur noch bewältigen wollen.«

Aus all dem folgt, dass der Anfang einer neuen Sterbekultur in der Überwindung des heutigen Zwangs zur Todesbeherrschung liegen sollte. Dies ist keine

grundsätzliche Kritik an Patientenverfügungen oder Sterbeversicherungen. Beide haben ihren Sinn, sofern es um den berechtigten Wunsch nach Kontrolle des eigenen Lebens geht. Wichtig ist jedoch einzusehen, dass diese Maßnahmen an der

Angst vor der Endlichkeit und möglichen Sinneseere des Lebens, die uns im Sterben ergreifen, vorbeigehen. Eine neue Sterbekultur braucht aber einen Freiraum für Sinnfragen. Dieser ermöglicht erst die persönliche Zuwendung und menschenwürdige Verabschiedung. Konzentrieren wir uns ausschließlich auf die lebenserhaltende Versorgung und Kontrolle des Sterbeprozesses, sind wir nicht im Stande, einen solchen Freiraum zu schaffen. Entscheidend hierfür ist der Perspektivenwechsel und das Verständnis des Sterbens als eines sozialen Prozesses, der eine viel stärkere soziale Integration der Sterbenden erfordert, als es bis heute der Fall ist.

Da der Verbleib der sterbenden Alten in familiären Bindungen die soziale Integration am ehesten gewährleistet, müsste

die Debatte über die finanzierte Elternbetreuung an dieser Stelle intensiviert werden. Die Forderung darf dabei nicht mit den Forderungen aus der Debatte um die familiäre Betreuung pflegebedürftiger Eltern verwechselt werden. Bei der Zurückholung der sterbenden Eltern in die Familie geht es nicht darum, die palliative Versorgung zurückzufahren und den Fachkräftemangel in der Pflege zu umgehen. Eine Sterbekultur jenseits von Sterbemanagement bedeutet vielmehr, dass für die Angehörigen Möglichkeiten geschaffen werden, sich auf Wunsch von beruflichen Leistungsanforderungen befreien und der Verabschiedung der Eltern widmen zu können. Vorausgesetzt, dass der Mensch sowohl am Anfang als auch am Ende seines Lebens ganz besonders auf Fürsorge und soziale Wärme angewiesen ist, drängt sich die Frage auf, was gegen eine gesetzlich geschützte Zeit zur Sterbebegleitung von Familienangehörigen spricht, ähnlich solchen Konzepten wie Mutterschutz und Elternzeit. Was dafür spricht, ist die Entstehung neuer Lösungsoptionen für Hans-Peter und Marie.



**Pavel Radchenko**

(\*1980) ist promovierter Philosoph und Soziologe. Er arbeitet als Schriftsteller und freier Filmemacher in Berlin.

p.radchenko@gmail.com

*Susanna Brogi*

## Kein Trost, nur Makel?

### Das Altern in der Literatur

Bereits der antiken Literatur und Philosophie war die Thematik des Alters vertraut, wie es Platons *Politeia* mit den Antworten des betagten Kephalos oder Ciceros *De senectute* belegen. Seither ist die Bandbreite der behandelten Anliegen, Fi-

guren und Motive kontinuierlich ausdifferenziert worden.

Trotz einiger prominenter Gegenbeispiele – etwa in Wolframs *Parzifal* oder Lessings *Nathan* – hat es den Anschein, dass Alter und Altern in der europäischen